Ralf Krämer

Wert-Bedeutung: Thesen zur Werttheorie

I. Grundlegende Bestimmungen des Werts im Kapitalismus 1

II. Der Wert als quantitativ bestimmte ökonomische Eigenschaft und als objektive soziale Bedeutung der Waren 7

III. Die Wertformen und das Geld als materielle und ideelle Repräsentanten des Warenwerts 12

IV. Werttheorie und Kapitalismuskritik 17

Im Folgenden sollen mit von Marx entwickelten Begriffen und Erkenntnissen sowie daran anschließenden Weiterentwicklungen die grundlegenden Bestimmungen des Werts bestimmt werden. Es soll gezeigt werden, wie aus sozialwissenschaftlicher Sicht der Wert bzw. die Wertgegenständlichkeit der Waren und die »Wertsubstanz« sowie die Wertformen, ihre Eigentümlichkeiten und das Geld begriffen werden können. »Ökonomie« begreife ich dabei als eine spezielle Sozialwissenschaft.

Der Text macht sich auch zur Aufgabe, eine Auseinandersetzung mit anderen Auffassungen zur Analyse des Werts zu führen, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten in Beschäftigung mit Schwächen und Dogmatisierungen der orthodoxen Interpretation wachsende Bedeutung erlangten. Im Mittelpunkt stehen hier insbesondere Hans-Georg Backhaus' und Michael Heinrichs' Varianten der These einer »monetären Werttheorie« bei Marx. Dabei beanstande ich nicht die Betonung der Bedeutung des Geldes für eine Kritik der politischen Ökonomie. Vielmehr soll kritisiert werden, dass aufgrund der damit der einhergehenden Ablehnung der Werttheorie als Arbeitswerttheorie diese Position nicht dazu im Stande ist und den Anspruch aufgibt, die quantitativen Verhältnisse in einer kapitalistischen Wirtschaft zu erklären bzw. zu erfassen.

I. Grundlegende Bestimmungen des Werts im Kapitalismus

Der *Wert ist eine Bestimmung der Ware*. Ohne Waren gibt es auch keinen Wert. Waren sind Produkte menschlicher Arbeit, die ausgetauscht bzw. zum Austausch angeboten werden. Es sind nützliche Dinge, sie haben Gebrauchswert. Gebrauchswert und Wert machen den »Doppelcharakter der Waren« aus. Gewerbliche, marktvermittelte Dienstleistungen sind ebenso als Waren zu betrachten.[1]

Der Wert ist keine sachliche bzw. stoffliche Eigenschaft der Waren, sondern die Wertbestimmung drückt eine *rein gesellschaftliche bzw. soziale Eigenschaft* der Waren aus, nämlich die, einen bestimmten Anteil des warenförmigen gesellschaftlichen Reichtums darzustellen.

Die *»gesellschaftliche Substanz« des Werts* der Waren – im Sinne der wesentlichen gemeinsamen Grundlage – ist die darin vergegenständlichte *»abstrakt menschliche Arbeit«* (MEW 23, 52). Die Waren oder kommerzielle Dienstleistungen produzierende Arbeit hat Doppelcharakter: Einerseits ist sie immer konkret nützliche Arbeit, die besondere Produkte mit einem besonderen Gebrauchswert schafft. Andererseits gilt sie unter Abstraktion von dieser Seite im Rahmen des arbeitsteiligen und durch den Austausch vermittel-

[1] Nicht-Arbeitsprodukte, die zu Waren gemacht werden, sind als Spezialfälle gesondert zu betrachten (vgl. MEW 23, 117).

ten gesellschaftlichen Gesamtreproduktionsprozesses als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft schlechthin, als Teil der warenproduzierenden gesellschaftlichen Arbeit insgesamt, als warenproduzierende Erwerbsarbeit. Als solche wird sie mit anderer menschlicher Arbeit gleichgesetzt und bildet so Wert (MEW 23, 61).

Quantitativ ist die *Wertgröße* bestimmt durch die zur (Re-)Produktion der Ware *gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit* (MEW 23, 53). Dabei ist auch die zur Produktion der notwendigen Produktionsmittel erforderliche Arbeit einbezogen, indem der Wert dieser Produktionsmittel in dem Maße, wie diese bei der Produktion einer Ware verbraucht werden, anteilig eingeht. Die Quantität der gesamtgesellschaftlich notwendigen und damit wertbildenden Arbeitszeit hängt außer von den materiell-technischen Bedingungen und den Fähigkeiten der Arbeitenden auch vom Umfang des – kauffähigen – gesellschaftlichen Bedürfnisses ab (vgl. MEW 23, 55).

Wenn vom Wert der Ware die Rede ist, ist ein bestimmter Warentyp gemeint: »Die einzelne Ware gilt hier überhaupt als *Durchschnittsexemplar* ihrer Art.« (MEW 23, 54) Weiter heißt es: »Der wirkliche Wert einer Ware ist aber nicht ihr individueller, sondern ihr gesellschaftlicher Wert, d.h., er wird nicht durch die Arbeitszeit gemessen, die sie im einzelnen Fall dem Produzenten tatsächlich kostet, sondern durch die gesellschaftlich zu ihrer Produktion erheischte Arbeitszeit.« (MEW 23, 336). Dieser gesellschaftliche Wert der Ware stellt sich auf dem Markt als ihr Marktwert dar (vgl. MEW 25, 190). Dieser ändert sich, wenn sich die jeweils herrschenden Produktionsbedingungen ändern (MEW 25, 150). Auf Produkte, die nicht reproduzierbar oder durch andere substituierbar sind, z.B. künstlerische Werke, ist diese Wertbestimmung nicht anwendbar.[2]

Der *Wert ist eine bestimmte historische gesellschaftliche Form*, der einen überhistorischen gesellschaftlichen Inhalt zur Geltung bringt, der allen produzierten Gebrauchswerten zukommt, nämlich dass zu ihrer Produktion ein Teil der gesellschaftlichen Arbeit notwendig ist.[3] Diese Form stellt sich als »Wertgegenständlichkeit der Waren« dar (MEW 23, 62), als das »Gemeinsame, das sich im Austauschverhältnis oder Tauschwert der Ware darstellt« (MEW 23, 53). Die gesellschaftlichen Bedingungen von Warenproduktion und damit Wert sind gesellschaftliche Arbeitsteilung, Privateigentum und private Produktion sowie persönliche und Gewerbefreiheit der beteiligten Menschen.

Der Wert einer Ware drückt sich in ihrem *Tauschwert* aus. Marx bezeichnet den Tauschwert auch als Wertform der Ware. Die Ware »besitzt diese Form niemals isoliert betrachtet, sondern stets nur im Wert- oder Austauschverhältnis zu einer zweiten, verschiedenartigen Ware« (MEW 23, 75) bzw. im Verhältnis zu Geld. Aber andererseits ist dieses Austauschverhältnis und damit der Tauschwert nur Ausdruck der dahinter liegenden gesellschaftlichen Wertverhältnisse.

Die entwickelteste Form des Tauschwerts ist die Form des allgemeinen Äquivalents: Die Werte aller anderen Waren werden in Quantitäten einer bestimmten Äquivalentware ausgedrückt. Wenn eine bestimmte Ware dauerhaft diese Funktion annimmt, wird sie *Geld*.[4] Der Wertausdruck einer Ware in der Geldform ist ihre Preisform; das Geldquan-

---

[2] Im Kapitalismus ist der Preis solcher Produkte, von »intellektuellen Eigentumsrechten« oder von Nicht-Arbeitsprodukten wie Boden im wesentlichen durch die Kapitalisierung der daraus erwarteten Erträge bestimmt. Dieser Frage kann allerdings hier nicht nachgegangen werden (vgl. MEW 25, 636, 484; sowie Krämer 2004).

[3] »Gebrauchswert« steht hier wie häufig auch bei Marx für die nützlichen Produkte selbst. Eigentlich ist Gebrauchwert eine Eigenschaft bzw. Bedeutung dieser Produkte.

[4] Zum modernen Zentralbankgeld siehe weiter unten.

tum, in dem ihr Wert ausgedrückt wird, ist ihr Preis. »Der Preis ist der Geldname der in der Ware vergegenständlichten Arbeit.« (MEW 23, 116). Geld ist die verselbständigte Gestalt des Werts; von allen anderen Eigenschaften der als Geld dienenden Objekte wird dabei abstrahiert. »Geld als Wertmaß ist notwendige Erscheinungsform des immanenten Wertmaßes der Waren, der Arbeitszeit.« (MEW 23, 109). Dies »notwendig« schließt ein, dass es nicht durch *unmittelbare* Repräsentationen der Arbeitszeit, etwa »Stundenzettel«, ersetzt werden kann (vgl. ebd., Fn. 50).

Das »*Wertgesetz*« ist in warenproduzierenden, kapitalistischen Gesellschaften das grundlegende regulative Prinzip der Verteilung gesellschaftlicher Arbeit und produzierter Produkte. Waren werden im Verhältnis der in ihnen vergegenständlichten Quantitäten gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit ausgetauscht (Äquivalententausch). Dadurch entsteht eine allgemeine Tendenz zur Ökonomisierung, also zur Reduzierung der zur Produktion bestimmter Waren notwendigen Arbeitszeit. Bei der zugrunde liegenden Gleichsetzung unterschiedlicher Arbeiten findet nicht nur eine Abstraktion von dem unterschiedlichen konkreten Inhalt statt, sondern auch von der unterschiedlichen Kompliziertheit der verschiedenen Arbeiten und dem Niveau der dafür erforderlichen Qualifikationen. Die Gleichsetzung erfolgt dabei nicht im Verhältnis eins zu eins, sondern qualifiziertere Arbeit schlägt sich in höherer Wertschöpfung je Zeiteinheit nieder. Die Proportionen werden dabei in der Konkurrenz, ”durch einen gesellschaftlichen Prozess hinter dem Rücken der Produzenten festgesetzt und scheinen ihnen daher durch das Herkommen gegeben” (MEW 23, 59).

Das *regulative Grundprinzip* bleibt jedoch: In der auf persönlicher Freiheit und Gleichheit beruhenden warenproduzierenden Gesellschaft vermittelt die Verausgabung gesellschaftlich notwendiger Arbeit den Anspruch auf entsprechende Gegenleistung, auf einen gleichwertigen Anteil am gesellschaftlich produzierten Reichtum. Der Erwerb eines solchen gesellschaftlich gültigen Anspruchs in Form von Geld ist das bestimmende Motiv für die Produktion. An einer Stelle nennt Marx es »das Geheimnis des Wertausdrucks, die *Gleichheit und gleiche Gültigkeit aller Arbeiten*, weil und insofern sie menschliche Arbeit überhaupt sind« (MEW 23, 74). Rassistisch, sexistisch oder durch sonstige persönliche Merkmale begründete soziale Ungleichbehandlungen erscheinen erst vor dem Hintergrund der Gültigkeit dieses Grundprinzips als gesellschaftlich illegitim, als Ungerechtigkeit und Diskriminierung.

Es gab und gibt zwar nichtkapitalistische »einfache Warenproduktion«, wo Arbeit und Produktionsmitteleigentum nicht getrennt sind (vgl. MEW 25, 186f.). Aber erst als *kapitalistische*, auf der Basis von Lohnarbeit und mit der Produktion von Mehrwert bzw. Profit als bestimmendem Zweck (vgl. MEW 25, 887), sowie als umfassende *Geldwirtschaft*, wird die *Warenproduktion* zur gesellschaftlich dominierenden Produktionsweise. »Der Reichtum der Gesellschaften, in denen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ‚ungeheure Warensammlung'« (MEW 23, 49) und daher als Masse von Werten. Bei der Analyse der kapitalistischen Ökonomie reicht es somit nicht aus, diese als Warenzirkulation und Warenproduktion zu betrachten, sondern es kommt wesentlich auf die Analyse ihrer spezifisch kapitalistischen Merkmale und Dynamik an (vgl. MEW 23, 128, Fn. 73).

Grundlage kapitalistischer Produktion sind bestimmte *Eigentums- und Klassenverhältnisse*: die »Expropriation der Arbeiter von den Arbeitsbedingungen, die Konzentration dieser Bedingungen in den Händen einer Minderheit von Individuen, das ausschließliche Eigentum an Grund und Boden für andre Individuen« (MEW 25, 886). Auf dieser Basis wird die Arbeitskraft der »doppelt freien« (d.h. persönlich und von Produktionsmitteleigentum) LohnarbeiterInnen zu einer eigentümlichen, Mehrwert für die Kapitalisten pro-

duzierenden Ware. So vollzieht sich in der kapitalistischen Produktionsweise die *Ausbeutung der Arbeitenden auf der Basis persönlicher Freiheit und Gleichheit* und ohne formelle Verletzung der Prinzipien des Äquivalententausches. Dabei werden zugleich die genannten sozialen Bedingungen kapitalistischer Produktion und gesellschaftlicher Herrschaft des Kapitals reproduziert.

Wert und Produktionspreis

Da in der kapitalistischen Produktionsweise »die Waren nicht einfach als *Waren* ausgetauscht werden, sondern als *Produkt von Kapitalen*, die im Verhältnis zu ihrer Größe, oder bei gleicher Größe, gleiche Teilnahme an der Gesamtmasse des Mehrwert beanspruchen« (MEW 25, 184f.), bildet sich als quantitative *Modifikation des Werts* der so genannte Produktionspreis heraus. In der Konkurrenz bildet sich auf Grundlage der gesellschaftlichen Mehrwertrate und der durchschnittlichen Wertzusammensetzung (dem Verhältnis des für Sachkapital gegenüber des für Löhne verausgabten Kapitals) und Umschlagsdauer des Kapitals eine gesellschaftliche *Durchschnittsprofitrate*. Diese beanspruchen die einzelnen Kapitale unabhängig von ihrer jeweils unterschiedlichen Wertzusammensetzung. Der *Profit* ist eine qualitativ, weil er als Produkt des gesamten Kapitals und nicht nur der Arbeit erscheint, und quantitativ modifizierte Form des Mehrwerts. Der sogenannte *Produktionspreis* ist quantitativ bestimmt als Summe aus dem normalen Kostpreis der Ware, also den auf sie durchschnittlich entfallenden Kosten für Produktionsmittel und für Arbeitskraft, und dem darauf entfallenden Durchschnittsprofit. Die Bezeichnung »Produktionspreis« ist insoweit irreführend, als es sich dabei eigentlich nicht um einen Preis (also einen Wertausdruck in Geld) handelt, sondern um den allen Preisen zugrunde liegenden modifizierten Wert. Dieser wird selbstverständlich wie jeder Wert unter Bedingungen entwickelter Warenproduktion in Geldbeträgen kalkuliert und ausgedrückt.

Marx betont mehrfach, dass auch unter diesen Bedingungen für die Preise der verschiedenen Waren gilt, dass das »*Wertgesetz […] ihre Bewegung [beherrscht]*. Wo die zu ihrer Produktion erheischte Arbeitszeit fällt, fallen die Preise; wo sie steigt, steigen die Preise, bei sonst gleichbleibenden Umständen.« (MEW 25, 186) Die Diskussion über das *Problem der so genannten Transformation der Werte in Produktionspreise* hat gezeigt, dass sich auch gesamtwirtschaftliche Aggregate und Proportionen wie die Mehrwert- und die Profitrate gegenüber einem unmodifizierten Wertsystem quantitativ verändern. Allerdings ist letzteres eine hypothetische Konstruktion, weil von vornherein in modifizierten Proportionen produziert wird. In der Analyse der kapitalistischen Produktion sind von vornherein das gesellschaftliche Gesamtkapital und die auf dieser Ebene bestimmte gesellschaftliche Mehrwert- und Profitrate als Ausgangspunkte und die einzelnen Produktionen und Waren nur als ein Teil davon zu betrachten. Darauf weist Marx selbst in dem Text »Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses« hin (vgl. MEGA II.4.1, 24-135, insb. 70).

Einige Kritiker (u.a. Ian Steedman) halten die Werttheorie insbesondere unter Bezugnahme auf den neoricardianischen Ansatz von Piero Sraffa aufgrund des sogenannten Transformationsproblems für redundant, weil diese die realen Austauschverhältnisse zu einer Durchschnittsprofitrate nicht auf Grundlage von Werten erklären könne bzw. die Werttheorie dafür überflüssig sei (vgl. Heinrich 1999, 272ff.). Diese Auffassung resultiert aus einer abstrakten Gegenüberstellung eines »Wertsystems« gegenüber einem »Produktionspreissystem«, das den realen Zusammenhängen und auch dem Herangehen von Marx nicht gerecht wird. Dieser geht nämlich davon aus, dass die Elemente des konstanten Kapitals bereits mit den Produktionspreisen, zu denen sie gekauft wurden, in

die Transformation eingehen (vgl. dazu auf Basis neu veröffentlichter Originalmanuskripte Ramos 2000.)

Entscheidend ist, dass auch unter den jeweils historisch entwickelten Produktionsbedingungen und Verteilungsproportionen ein Determinationsverhältnis zwischen der Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit auf die verschiedenen Produktionen und der kapitalistisch modifizierten Wertschöpfung besteht. Diese wirkt wiederum auf erstere zurück. Somit besteht in modifizierter Weise eine auf dem Wert beruhende Regulation des Systems der gesellschaftlichen Arbeit und der Aneignung der Produkte. Dies wird auch durch weitere Modifikationen (etwa im Zuge der Aneignung von Grundrenten oder monopolistischen Extraprofiten) nicht aufgehoben (vgl. u.a. das 50. Kapitel im dritten Band des *Kapital*).

Es kommt also nicht darauf an, für die einzelnen Warentypen eine quantitativ exakte Transformation bzw. Beziehung zwischen den unmodifizierten, direkt den gesellschaftlich notwendigen Arbeitsquanta proportionalen Werten und den kapitalistisch modifizierten Werten bzw. Produktionspreisen darzustellen. Es kommt vielmehr darauf an, zu begreifen, dass diese Modifikation die Werttheorie als eine grundlegende *sozialwissenschaftliche Erklärung und Begründung der ökonomischen Verhältnisse und Proportionen* in der bürgerlichen Gesellschaft nicht aufhebt, nämlich letztlich als Begründung *aus dem Anspruch auf Gegenleistung, den die Arbeitenden für die von ihnen geleistete Arbeit geltend machen* (siehe oben). Diese Ansprüche werden auf der Grundlage der gegebenen wertmäßigen Produktionsbedingungen und ökonomischen Mechanismen (insb. der Tendenz zum Profitratenausgleich in der Konkurrenz der Kapitale) und der Verteilungsverhältnisse zwischen Arbeitseinkommen und Mehrwert in seinen verschiedenen Formen als Profit, Zins und Rente artikuliert. Diese sind wiederum historisch, technisch und durch die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse und Regulierungen bestimmt bzw. modifiziert. Den wertmäßigen Verhältnissen in der Produktion kommt ein Primat in dem Sinne zu, dass sie logisch und historisch die Grundlage der Erklärung der sich an der ökonomischen Oberfläche darstellenden Verhältnisse sind.

Wenn das Warenangebot von der Nachfrage auf dem Markt abweicht, weicht der *Marktpreis* (der Durchschnittspreis der Waren eines Typs zu einem bestimmten Zeitpunkt auf einem bestimmten Markt, von dem die Einzelpreise wiederum abweichen können) von dem *Marktwert* bzw. Produktionspreis quantitativ ab. Präziser ausgedrückt: der Marktpreis weicht von dem den Marktwert ausdrückenden Preis ab. Der Marktwert bzw. Produktionspreis bestimmt dabei das Schwankungszentrum der Marktpreise im Zeitverlauf (vgl. MEW 25, 194-202). Andererseits bewirken Abweichungen der Nachfrage- von den Produktionsstrukturen eine Veränderung der letzteren, wenn sie nicht nur kurzfristig sind: »Das Verhältnis von *Nachfrage und Zufuhr* erklärt daher einerseits nur die Abweichungen der Marktpreise von den Marktwerten und anderseits die Tendenz zur Aufhebung dieser Abweichung.« (MEW 25, 200)

Die »quantitative Inkongruenz zwischen Preis und Wertgröße«, wie sie Marx im ersten Band des *Kapitals* anführt[5], stellt sich nicht nur für einzelne Waren dar, sondern auch für die gesamtwirtschaftlichen Aggregate und Proportionen. Die in Geld realisierten Werte

---

[5] "Die Wertgröße der Ware drückt also ein notwendiges, ihrem Bildungsprozeß immanentes Verhältnis zur gesellschaftlichen Arbeitszeit aus. Mit der Verwandlung der Wertgröße in Preis erscheint dies notwendige Verhältnis als Austauschverhältnis einer Ware mit der außer ihr existierenden Geldware. In diesem Verhältnis kann sich aber ebensowohl die Wertgröße der Ware ausdrücken, als das Mehr oder Minder, worin sie unter gegebnen Umständen veräußerlich ist. Die Möglichkeit quantitativer Inkongruenz zwischen Preis und Wertgröße, oder der Abweichung des Preises von der Wertgröße, liegt also in der Preisform selbst. Es ist dies kein Mangel dieser Form, sondern macht sie umgekehrt zur adäquaten Form einer Produktionsweise, worin sich die Regel nur als blindwirkendes Durchschnittsgesetz der Regellosigkeit durchsetzen kann." (MEW 23, 117).

(bzw. Produktionspreise) und Profite können auch gesamtwirtschaftlich von den produzierten abweichen, ebenso wie die Reallöhne bei festgelegtem Nominallohn durch Preisänderungen der Lohnwaren verändert werden. Damit sind die *tatsächlichen Verteilungsverhältnisse in einer Periode erst ex post* im Ergebnis des ökonomischen Prozesses bestimmt.[6] Dieser ökonomische Prozess wird allerdings wiederum wesentlich durch die vorausgesetzten Produktionsverhältnisse bestimmt, hier insbesondere durch die historisch und in den Klassenauseinandersetzungen bestimmten Nominallöhne, aber auch die von der Zentralbankpolitik beeinflussten Zinssätze u.a.. Es findet somit eine *Wechselwirkung in einem ökonomischen Systemzusammenhang* statt, dessen Kohärenz durch das Geld hergestellt wird. Nur in dieser Weise, hinter dem Rücken der Subjekte und tendenziell krisenhaft, wird im Verlaufe der den Kapitalismus kennzeichnenden ständigen Strukturveränderungen der Ökonomie immer wieder die Proportionalität der verschiedenen Produktionen und Nachfrageaggregate als Regelgröße durchgesetzt.

Akkumulation, Geld und Krise

Die *Produktion des Werts im gesellschaftlichen Arbeitsprozess und seine Realisierung in Geld durch Verkauf der Waren* fallen nicht nur zeitlich, sondern auch in ihren Bestimmungsfaktoren auseinander. Dies äußert sich in Krisenprozessen. Es gilt einerseits: »Wie die Ware selbst Einheit von Gebrauchswert und Wert, muss ihr Produktionsprozess Einheit von Arbeitsprozess und Wertbildungsprozess sein.« (MEW 23, 201) Andererseits: »Jede Ware kann ihren Wert nur realisieren im Zirkulationsprozess, und ob und wieweit sie ihn realisiert, hängt von den jedesmaligen Marktbedingungen ab.« (MEW 25, 652) Durch das Auseinanderfallen von Kauf und Verkauf ist die Möglichkeit von Überproduktionskrisen in der Warenproduktion als Geldwirtschaft angelegt (MEW 23, 127f.). Die kapitalistische Produktionsweise entwickelt auf dieser Basis eine spezifische ökonomische *Krisenhaftigkeit* (vgl. u.a. MEW 24, 318, Fn. 32) in Form periodischer (konjunktureller) und struktureller Überproduktions- bzw. Überakkumulationskrisen (wobei Überakkumulation nichts anderes ist als Überproduktion von Kapital). Der Grund dafür liegt im Akkumulationsprozess des Kapitals, der notwendig immer wieder einen »Widerspruch zwischen den Bedingungen, worin dieser Mehrwert produziert, und den Bedingungen, worin er realisiert wird« (MEW 25, 255) entwickelt: Produktion und Produktionskapazitäten werden in der Konkurrenz ohne Rücksicht auf die dahinter zurückbleibende Entwicklung der Nachfrage gesteigert. Der Versuch, durch Begrenzung der Löhne bzw. ihres Anstiegs möglichst hohe Profite anzueignen, beschränkt zugleich die Entwicklung der zahlungsfähigen Nachfrage der Masse der Bevölkerung. So kommt es regelmäßig im Verhältnis zu effektiven Nachfrage zu Überproduktion und Überkapazitäten und in der Folge zu einem Rückgang von Investitionen und zur Krise.

Diese Analyse der Krisenhaftigkeit auf Basis der Werttheorie erfordert die Unterscheidung zwischen Produktion und Realisierung des Werts und zwischen Veränderungen der Marktpreise einerseits und der Marktwerte anderseits (s.o.). Sie erfordert damit eine theoretische Konzeption, welche die Konstituierung des Werts in der Produktion und nicht erst im Austausch der Waren betont, und zwar auch in *quantitativer* Hinsicht. Damit wird nicht die Bedeutung des kauffähigen gesellschaftlichen Bedürfnisses für die Quantität der wertbildenden gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit geleugnet, sondern dieses wird hinsichtlich seiner durchschnittlichen, längerfristigen Bedeutung für die Produktionsstrukturen berücksichtigt. Zurückgewiesen wird jedoch die Vorstellung einer sozusagen

[6] Keynes hat diesen von Marx in erheblichen Teilen vorweg genommenen Sachverhalt dann weiter ausgearbeitet und in den Mittelpunkt seiner Darstellungen gestellt.

sekundären Wertbestimmung in der Zirkulation, die auch kurzfristige und konjunkturelle Schwankungen und Abweichungen der produzierten von den realisierten Werten so behandelt, als seien gar keine Werte produziert worden. Stattdessen sind diese Phänomene so zu behandeln, dass hier krisenhafte *Entwertungen* von Waren oder Kapital stattfinden. Das setzt begrifflich voraus, dass Werte vorhanden waren, die nun entwertet werden. Tatsächlich handelt es sich auch in erheblichem Maße um Werte, die zumindest die Produzenten gegenüber dem Handel, der nun auf ihnen sitzen bleibt, schon realisiert hatten, oder um Anlagegüter, die längst bezahlt sind und bei denen dann die Übertragung ihres Werts auf die mit ihnen zu produzierenden Waren ins Stocken gerät und die deshalb im Extremfall wertlos, weil überflüssig, werden.[7]

Fetisch und Mystifikation

Die Waren sind Produkte voneinander unabhängig betriebener Privatarbeiten verschiedener ProduzentInnen. Der gesellschaftliche Charakter dieser Arbeiten realisiert sich erst im Nachhinein, im Austausch der fertigen Produkte. Die gesellschaftlichen Beziehungen der ProduzentInnen und die Regulation der gesellschaftlichen Arbeitsteilung werden durch den Austausch der Produkte auf dem Markt vermittelt. Der Wert erscheint dabei als sachliche, von ihren stofflichen Qualitäten bzw. dem darauf beruhenden Gebrauchswert abhängige Eigenschaft der Waren und nicht gilt nicht als Ausdruck des Verhältnisses von notwendiger Arbeit zur gesellschaftlichen Gesamtarbeit. Dieses Verhältnis ist weder unmittelbar wahrnehmbar, noch sonst wie *ex ante* genau bestimmbar. Die die Warenwerte begründenden gesellschaftlichen Verhältnisse werden für die Menschen sachlich verschleiert: »Ihre eigene gesellschaftlichen Bewegung besitzt für sie die Form einer Bewegung von Sachen, unter deren Kontrolle sie stehen, statt sie zu kontrollieren.« (MEW 23, 89) Dies macht den *Fetischcharakter der Waren* aus. In gesteigerter Form setzen sich dieser Fetischismus und die *Mystifikation der kapitalistischen Produktionsweise* beim Geld, beim Kapital (sowohl dem realen wie dem sogenannten fiktiven) und beim Boden und heutzutage auch bei Information oder Wissen fort. Sie alle werden als scheinbar eigenständige Träger von Wert oder Quellen von Wertschöpfung (vgl. hierzu Marx im VII. Abschnitt im dritten Band des *Kapital,* etwa MEW 25, 838f.. Zum »fiktiven Kapital« ebd., 482-486).

II. Der Wert als quantitativ bestimmte ökonomische Eigenschaft und als objektive soziale Bedeutung der Waren

Zu den bisher ausgeführten Auffassungen gibt es in der an Marx anschließenden Wissenschaft Kontroversen – insbesondere zur Frage der Konstituierung des Werts und seiner Größe. Genauer geht es um die Frage, ob bereits in der Produktion oder erst im Austausch der»Wertsubstanz« Geltung zukommt und ob die wertbildende Arbeit als menschliche Tätigkeit in zeitlich bestimmter Quantität oder nur als bloße Abstraktion zu betrachten ist. Weitere Differenzen gibt es zur Bedeutung der Wertformen und ihrer Entwicklung, des Geldes und einer Geldware. Diese Kontroversen hängen mit Unklarheiten und unterschiedlichen Auffassungen zusammen, welche die Zielsetzung und Darstellungsweise der Kritik der politischen Ökonomie und den »seinsmäßigen« und methodi-

[7] Auch Marx meint Veränderungen der Produktionsbedingungen, wenn er auf die Variabilität der gesellschaftlich notwendigen Arbeitzeit und damit des Werts bestimmter Waren verweist, vgl. MEW 25, 150. Formulierungen, die anders interpretiert werden könnten, etwa MEW 13, 31f., MEW 23, 121f. oder MEW 25, 648f., sind m.E. am sinnvollsten in der von mir dargestellten Weise zu behandeln. Eine tiefer gehende theoretische Begründung liefere ich weiter hinten im Rahmen meiner Konzeption der Wertbedeutung.

schen Status der ökonomischen Gegenstände betreffen. Die Diskussion darüber wird üblicherweise auf philosophischer und textkritischer Ebene geführt. Ich will im Folgenden den sozialwissenschaftlichen Gehalt der werttheoretischen Kategorien betrachten und daraus Aussagen einer sowohl kritischen als auch »positiven« Werttheorie im Sinne sozialwissenschaftlicher Erklärung realer und empirisch beobachtbarer ökonomischer Prozesse und Verhältnisse begründen. Dabei ist m.E. der Rückgriff auf im Anschluss an Marx entwickelte sozialwissenschaftliche und sozialpsychologische Begrifflichkeiten und insbesondere auf die Konzeption der sozialen Gegenstandsbedeutung fruchtbar zu machen.

Der Wert als Regulator des ökonomischen Reproduktionsprozesses

Ausgehend von der Analyse des scheinbar chaotischen ökonomischen Reproduktionsprozesses der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, ergibt sich der Wert, wie er bereits bestimmt wurde, als diejenige Bestimmung der Waren, welche in letzter Instanz die Austauschverhältnisse bestimmt und auf deren Grundlage die gesellschaftliche Arbeitsteilung und Produktion, die Verteilungsverhältnisse und der ökonomische Gesamtprozess reguliert werden (vgl. MEW 25, 887). Dabei erweist sich letztlich die abstrakte Arbeit in dem quantitativ bestimmten Maße, wie sie gesellschaftlichen notwendig ist, als ”Wertsubstanz”. Die Verteilung der gesellschaftlich notwendigen Arbeit auf die verschiedenen Produktionssphären ist der letztlich entscheidende Gegenstand jeder ökonomischen Regulierung. Die Gleichsetzung der verschiedenen Arbeiten im Wert und ihre Vermittlung und Wechselwirkung in einem monetären Marktssystem ist der grundlegende Mechanismus der Regulierung in einer kapitalistischen, warenproduzierenden Gesellschaft. In Bezug auf die einzelne Ware stellt sich deren »Wertsubstanz« in der Weise dar, dass sie als Produkt eines entsprechenden Anteils der gesellschaftlich notwendigen Gesamtarbeit gilt, das gegen andere gleichwertige Produkte austauschbar ist.

Von dieser Analyse ausgehend, kann eine Erklärung der kapitalistischen Produktionsweise als eine »reiche Totalität von vielen Bestimmungen und Beziehungen« entwickelt und dargestellt werden, wie es Marx im *Kapital* durchführt. Dazu gehört auch die Analyse der Ausdrucksformen des Werts und der Entwicklung des Geldes. Die quantitative Dimension spielt dabei eine zentrale Rolle: Denn *wenn Produktion und Austausch nicht quantitativ reguliert werden, werden sie überhaupt nicht reguliert*. Der *Wert* ist von daher *als funktionale, quantitativ bestimmte ökonomische Eigenschaft der Waren im Systemzusammenhang des kapitalistischen Reproduktionsprozesses* zu begreifen. Der quantitative Zusammenhang zwischen den durch die Quantität gesellschaftlich notwendiger Arbeit bestimmten Werten und den Austauschverhältnissen ist dabei keineswegs bloß »logisch« notwendig, sondern beruht auf empirischer Beobachtung.[8]

Die Steuerung der ökonomischen Tätigkeiten – der Wert als Objekt- und Mittelbedeutung

Es stellt sich die Frage, wie der Wert als funktionale, ökonomische, also besondere soziale Eigenschaft gesellschaftlich entsteht und sich geltend macht. Wirtschaft und Gesellschaft ergeben sich als System aus der Wechselwirkung menschlicher Tätigkeiten, insbesondere der Arbeit, und der Verteilung ihrer Produkte. Der durch den Wert regulierte ökonomische Austausch ist eine besondere Form dieses allgemeinen sozialen »Austau-

[8] Marx ging offenbar davon aus, dass dieser Zusammenhang evident ist: »Bemerkenswerterweise haben zeitgenössische empirische Erhebungen die fast völlige Kongruenz der relativen Preise mit den Arbeitswerten bestätigt« (Helmedag 1992, 147).

sches« im Sinne des Gebens bzw. Leistens und des Empfangens von Tätigkeiten und Produkten. Für das Funktionieren dieses ökonomischen Austausches, also das Wirken des Wertgesetzes und damit reale gesellschaftliche Existenz und Geltung des Werts, ist offenbar nicht erforderlich, dass die ökonomischen Subjekte sich der Hintergründe der Wertbestimmung und der dadurch ausgedrückten sozialen Beziehungen bewusst sind. Andererseits ist der Wert aber auch nicht eine Eigenschaft des ökonomischen Systems selbst, die sich ohne irgendeinen Bezug zur psychischen Regulierung der Tätigkeiten der ökonomischen Subjekte als Resultat des Gesamtprozesses durchsetzt, wie etwa die Proportionalität der verschiedenen Produktionssektoren oder die zyklische Krisenhaftigkeit des Kapitalismus. Der Wert ist vielmehr eine gesellschaftliche Bestimmung bzw. soziale Eigenschaft der Waren, also der Produkte menschlicher Arbeit und der Objekte des Austausches und der Konsumtion. Der Wert der Waren kann nur gesellschaftlich wirksam und damit real werden, wenn er eine *regulative Bedeutung für die ökonomischen Tätigkeiten der Subjekte* hat. Im *Kapital* heißt es: »Die Waren können nicht selbst zum Markt gehen und sich nicht selbst austauschen.« (MEW 23, 99) – sich selbst herstellen können sie ebenso wenig.

Es ist also zu untersuchen, in welcher Weise der Wert im Austauschprozess und im Produktionsprozess für die – kommunikativ vermittelte – psychische Steuerung der ökonomischen Tätigkeiten wirksam ist. Der Charakter der Wertbestimmung ist so sozialpsychologisch und kommunikationstheoretisch näher zu analysieren. Unmittelbar bedeutungsvoll für die ökonomischen Subjekte ist der Preis bzw. Tauschwert der Waren. Dieser gilt im Alltagsbewusstein (nicht nur in der wissenschaftlichen Analyse) als Ausdruck für eine ihm zugrunde liegende Qualität der Waren, die mehr oder weniger angemessen (preisgünstig, preiswert oder zu teuer) und in unterschiedlicher Weise (in verschiedenen Währungen, in einer anderen Ware oder in einer Zeitdauer, die man dafür arbeiten muss) ausgedrückt werden kann. Diese Bedeutung kann Gegenständen, als potenzielle Austauschbarkeit einer Ware gegen ein gewisses Quantum einer anderen Ware oder Geld, auch dann zugewiesen werden, wenn sie (noch) keinen Preis haben.

Dieser *Begriff des Werts von Dingen im Alltagsbewusstseins ist sozialpsychologisch* anknüpfend an der kulturhistorischen und der kritischen Psychologie (vgl. Holzkamp 1985, 211ff., Jantzen 1986, 73ff., Keiler 1997, 291ff.) *als eine soziale Objekt- bzw. Gegenstands- und Mittelbedeutung* zu begreifen. Die Wertgegenständlichkeit, die den Waren zugewiesen wird, reguliert die ökonomischen Tätigkeiten nicht nur qualitativ, sondern auch *quantitativ*. »Wert (Tauschwert) ist die Ware nur im Austausch (wirklichen oder vorgestellten); Wert ist nicht nur die Austauschbarkeit der Ware im allgemeinen, sondern ihre spezifische Austauschbarkeit […] ihre quantitativ bestimmte Austauschbarkeit.« (MEW 42, 75)

Objektbedeutungen sind weder unmittelbar und ohne Weiteres durch die stofflichen Eigenschaften der Dinge bedingt (z.B. ob ein Gänsekiel als Abfall, als Haarschmuck oder als Schreibwerkzeug betrachtet wird – auch der Gebrauchswert ist eine Objektbedeutung), noch handelt es sich um bloß subjektive Bedeutungszuweisungen. Vielmehr sind es wesentlich gesellschaftlich hervorgebrachte, kommunizierte und insoweit *objektive Bedeutungen*, die dann *individuell angeeignet* werden. Sie beziehen sich wesentlich auf die (möglichen) Funktionen derartiger Objekte für menschliche Tätigkeiten. Das gilt insbesondere für Arbeitsprodukte, die überhaupt nur wegen der vorher ideell vollzogenen Bedeutungszuweisung als besondere Gebrauchswerte hergestellt werden und deren sprachliche Bezeichnung mit einem Begriff des entsprechenden Objekttyps assoziiert ist, der wesentlich die Zuweisung einer entsprechenden Objektbedeutung einschließt. So ist z.B. ein Stuhl dadurch bestimmt, dass man darauf sitzen kann, unabhängig von Material, Farbe usw.. In ihrem gesellschaftlichen Umgang mit den Objekten und mit dem Erlernen

der Wörter und ihrer richtigen Verwendung in sinnvollen sprachlichen Äußerungen eignen sich Individuen diese Objektbedeutungen subjektiv an.

Dies gilt auch für *soziale Objekt- oder Tätigkeitsbedeutungen*, die sich auf die Funktion der Dinge oder Tätigkeiten im sozialen Verkehr der Menschen beziehen. Im Extremfall sind diese sozialen Bedeutungen materieller Objekte rein historisch-gesellschaftlich bestimmt, es wären auch völlig andere Bedeutungen der gleichen Objekte möglich, etwa bei nicht-ikonischen Zeichen. So z.B. dass bestimmte Muster von akustischen Signalen oder von Farbstoff auf Papier von Menschen als Wörter mit bestimmten Bedeutungen interpretiert werden. Dabei ist bei der Herausbildung von Objektbedeutungen die Tätigkeit primär gegenüber der Entwicklung des entsprechenden psychischen Abbildniveaus, d.h. die Verfestigung und Abstraktion bestimmter Bedeutungen und ihrer regelmäßigen Zuweisung an Objekte eines bestimmten Typs entwickelt sich historisch in Folge der entsprechenden Praxis mit solchen Objekten.[9] Die Gesellschaft reproduziert sich durch die Tätigkeiten der Individuen vermittelt über diese Aneignung der Bedeutungen der Objekte und der Sprache.

Dinge oder Tätigkeiten werden dadurch zu »ökonomischen Gegenständen«, also besonderen sozialen Gegenständen, dass ihnen entsprechende soziale Bedeutungen zugewiesen werden. Die ökonomische Gegenständlichkeit als Ware ist eine soziale Objektbedeutung von Dingen, die im Vollzug des Austausches realisiert wird, aber – bei entwickeltem Warenaustausch – schon vorher im Bewusstsein der ökonomischen Subjekte präsent ist und ihr Handeln reguliert. Eine Ware ist daher in einem durchaus bestimmbaren Sinne nicht erst Ware im Prozess des Austausches, sondern sobald sie produziert und ihr diese Zweckbestimmung zugewiesen worden ist – sie zum Verkauf angeboten wird. Mit der Zuweisung einer sozialen Objektbedeutung sind nämlich gesellschaftliche *Erwartungen* an das Handeln von Subjekten verbunden, beim Wert die quantitativ bestimmte Erwartung, im Austausch einen entsprechenden Tauschwert/Preis realisieren zu können. Diese soziale Objektbedeutung verwandelt die Ware »in ein sinnlich-übersinnliches Ding« (MEW 23, 85).

Dass etwa Michael Heinrich (1999, 215f. und 232) eine Konstituierung des Werts – und des Produkts als Ware – erst im Vollzug des Austausches begreifen kann, kann ebenso wie Marx' unklare Formulierungen, die solche Missinterpretationen ermöglichen, darauf zurückgeführt werden, dass sie nicht über einen solchen expliziten Begriff des Werts als soziale Objektbedeutung verfügen. Aber auch Marx geht davon aus, dass unter entwickelten Verhältnissen die auszutauschenden Dinge schon »vor dem Austausch« Waren sind (vgl. MEW 23, 102). Neuere Untersuchungen aufgrund zuvor unveröffentlichter Originalmanuskripte begründen zudem die Auffassung, dass die Umformulierung der Werttheorie in der zweiten Auflage des Kapitals gegenüber der ersten Auflage nicht nur oder primär eine »Popularisierung« darstellt, wie Backhaus und Heinrich (204ff.) meinen. Es handelt sich vielmehr auch um eine theoretische Weiterentwicklung des Wertbegriffs, in welchem die Gleichsetzung verschiedener Arbeiten und das Austauschverhältnis von vornherein eingeschlossen sind, also nicht erst durch den Austausch hergestellt werden (vgl. Lietz, 2000, 76ff.). Dies gilt unter Verhältnissen entwickelter, also kapitalistischer Warenproduktion, in der die Wertbedeutungen allgemeine gesellschaftliche Gültigkeit erlangt haben und von vornherein Produktion und Austausch bestimmen.

Auch in quantitativer Hinsicht geht es nicht darum, dass die ProduzentInnen und die KonsumentInnen den Waren irgendeinen subjektiv bestimmten Wert zumessen, sondern

---

[9] Individuell kann das gegebenenfalls auch rein sprachlich vermittelt, abstrakt angeeignet werden. Vgl. dazu auch Marx in den Randglossen zu Wagner (MEW 19, 362f.).

diese *Wertbedeutungen haben gesellschaftlich objektiven Charakter* und reflektieren die soziale Praxis. Sie beruhen auf den realen gesellschaftlichen Produktions- und Austauschprozessen und -verhältnissen und müssen sich in ihnen, in der Konkurrenz, bewähren. Sie werden gesellschaftlich bestimmt und von den Subjekten in ihrem Umgang mit der Warenwelt – im Einzelnen mehr oder weniger adäquat – angeeignet. Das Wertgesetz als Basis der Regulierung funktioniert auch ohne dass die Subjekte den Wert, die ökonomische Bedeutung, welche die Subjekte den Waren zuweisen, selber als Ausdruck gesellschaftlich notwendiger Arbeit betrachten. Im Gegenteil: Diese Wertbedeutung ist vielmehr in hohem Maße fetischisiert und wird den stofflichen Eigenschaften oder den Gebrauchswert-Qualitäten der Waren-Dinge zugeschrieben (vgl. MEW 23, 86). Häufig werden Gebrauchswert und ökonomischer Wert gar nicht auseinander gehalten. In dieser verdrehten Form stellen sich die mit der Warenproduktion und -austausch notwendig verbundenen Bedeutungen als »gesellschaftlich gültige, also objektive Gedankenformen« (MEW 23, 90) im Alltagsbewusstsein dar. Allerdings ist dort auch der zur Produktion notwendige Arbeitsaufwand als Quelle des Werts eines Dings durchaus verankert.

Die Subjekte orientieren sich auf die *quantitative Ausprägung der sozialen Wertbedeutung* vermittelt durch *Marktwerte*, die sich in den Marktpreisen darstellen. Für die Regulation des Arbeits- und Reproduktionsprozesses im Kapitalismus ist entscheidend, dass die Wertbedeutung der Waren nicht nur bei ihrem Austausch, sondern schon bei der Planung und Steuerung der Produktion eine zentrale Rolle spielt, »der *Wertcharakter der Sachen also schon bei ihrer Produktion selbst in Betracht kommt*« (MEW 23, 87). Die ideelle Vorwegnahme des Produkts und des Produktionsvorgangs im Kopf der ProduzentIn, die Marx als das Spezifische der Arbeit gegenüber Produktionstätigkeiten auf niedrigerem Niveau ihrer psychischen Regulierung anführt (vgl. MEW 23, 192f.), bezieht sich nicht nur auf die stofflichen und Gebrauchswertdimensionen, also auf den konkreten Charakter der Arbeit. Vielmehr wird auch die soziale Zweckbestimmung des Produkts, als Ware verkauft zu werden, und die Quantität, also Dauer und Intensität der notwendigen Arbeit ideell vorweg genommen (vgl. MEW 23, 85f.).

Die ProduzentInnen der verschiedenen Waren (bzw. unter kapitalistischen Verhältnissen die dafür zuständigen Funktionäre des Kapitals als Organisatoren der Produktion) kalkulieren die Arbeitszeit, die sie für die Produktion ihrer Waren aufwenden müssen, bzw. unter kapitalistischen Bedingungen kalkulieren sie den Kostpreis, der neben den Ausgaben für Produktionsmittel auch die Kosten für Arbeitskraft umfasst, sowie den von ihnen erwarteten Profit. Sie setzen den *»individuellen Wert«* bzw. *»individuellen Produktionspreis« in ein Verhältnis zu dem Marktwert*, den sie normalerweise für ihre Ware realisieren bzw. erwarten zu realisieren. Unter den Bedingungen entwickelter (kapitalistischer) Warenproduktion und Konkurrenz ist dieses Verhältnis ständig das Kriterium dafür, ob sich Produktion lohnt, also hinreichend Profit und möglichst sogar Extra-Profit einbringt. Es ist das zentrale Kriterium dafür, ob die Produktion fortgeführt, eingeschränkt, ausgeweitet oder eingestellt wird. Im dem Maße, wie ihre Produktionsbedingungen zumindest den gesellschaftlich durchschnittlichen entsprechen, schaffen die ProduzentInnen mit ihren Waren zugleich Wert. Sie weisen den Waren entsprechende Wertbedeutung zu und erheben auf dem Markt ihren letztlich aus der in der Produktion geleisteten notwendigen Arbeit begründeten Anspruch auf Anteile am gesamtgesellschaftlichen (Wert-)Produkt. Auf diese Weise *wird die abstrakte Arbeit zur »Wertsubstanz«: durch die letztlich auf sie gegründete Zuweisung von Wertbedeutung an Produkte und darauf basierende Erwartungen bzw. Ansprüche der ProduzentInnen, die im Austausch geltend gemacht werden*.

Dabei ist nicht nur die Arbeit wertschöpfend und relevant, die im unmittelbaren materiellen Produktionsprozess geleistete wurde, sondern jeder notwendige Teil der gesell-

schaftlichen Gesamtarbeit in der Produktion und Verteilung von Waren und marktbestimmten Dienstleistungen. Unter kapitalistischen Verhältnissen sind die Einkommensansprüche der Lohnarbeitenden über die gesellschaftliche Mehrwertrate – die selbst wiederum variabel und umkämpft ist – mit der Wertschöpfung verknüpft. Inwieweit der Anspruch der ProduzentInnen gesellschaftlich anerkannt wird und sie den produzierten Wert realisieren können, hängt dann von den Marktbedingungen ab. Primär bleibt aber die Produktion des Werts bzw. der Ansprüche, die durch die Verausgabung von Arbeit begründet und mit dem Eigentum an den entsprechenden Waren im Austausch geltend gemacht werden. Die Zirkulationssphäre wirkt im Systemzusammenhang des kapitalistischen Gesamtreproduktionsprozesses darauf zurück. Über Ausgleichungsprozesse auf dem Markt, die sich auch im Zuge von Krisen durchsetzen, ergibt sich trotz aller Abweichungen im Einzelnen im Ergebnis als Tendenz bzw. »im idealen Durchschnitt« (Marx) eine Bestimmung der Austauschproportionen durch die Werte, kapitalistisch modifiziert als so genannte Produktionspreise, und damit letztlich durch die gesellschaftlich zur Produktion der Waren notwendige Arbeitszeit. Dass für die einzelnen Kapitalisten dabei nur die Kosten für Produktionsmittel, Arbeitslohn, Zinsen und Renten als Bestimmungsfaktoren der Preise und ihrer Gewinne erscheinen, ändert nichts daran, dass dem in letzter Instanz Verhältnisse gesellschaftlich notwendiger Arbeitzeit zugrunde liegen.[10]

Indem die Menschen ihre unterschiedlichen Waren tendenziell im Verhältnis ihres (kapitalistisch modifizierten) Wertes gegeneinander austauschen, und schon in der darauf gerichteten Produktion als solche aufeinander beziehen, setzen sie die in der Produktion ihrer Waren verausgabte Arbeit jeder anderen warenproduzierenden Arbeit grundsätzlich gleich und verleihen so der Kategorie »abstrakte Arbeit« gesellschaftliche Gültigkeit.

III. Die Wertformen und das Geld als materielle und ideelle Repräsentanten des Warenwerts

Das Unterkapitel über die Wertformen im 1. Band des Kapital *gilt als Musterbeispiel marxscher dialektischer Analyse. Ich vertrete im Folgenden die Auffassung, dass dabei Repräsentationsverhältnisse des Werts in problematischer Weise ausgedrückt werden, die in einer anderen Form klarer dargestellt werden können. Daran schließen sich einige Überlegungen zur Geldtheorie an.*

Die Wertbedeutung der Waren wird in ihrem Tauschwert ausgedrückt. Das Austauschverhältnis zweier Waren (oder auch von Ware und Geld) ist als solches eine symmetrische Äquivalenzrelation (»x Ware A ist äquivalent y Ware B« ist gleichbedeutend mit »y Ware B ist äquivalent x Ware A«). In der marxschen Wertformanalyse wird es als asymmetrische (»polarische«, MEW 23, 63) Beziehung betrachtet, in der der Wert einer Ware A mittels einer bestimmten Menge anderer Ware B ausgedrückt wird. Bei der Analyse der verschiedenen Formen des Wertausdrucks ist die Frage, inwieweit dieser den Wert quantitativ adäquat ausdrückt, nicht von Interesse. Deshalb kann in diesem Zusammenhang davon abstrahiert werden. Mit Einschränkungen kann diese Analyse als *Entwicklung der Formen der Repräsentation bzw. der Bezeichnung der Wertbedeutungen* reformuliert werden. Diese Repräsentation ist notwendig, um mit den Wertbedeutungen in der kommunikativen und psychischen Regulation von Austausch und Produktion von Waren rational operieren zu können. Der Wert braucht einen solchen Ausdruck, damit er gedacht und kommuniziert werden kann, nur so erhält er »gesellschaftliche Gestalt«.

---

[10] Marx behandelt dies ausführlich in Kapital III im 10. Kapitel über »Konkurrenz, Marktpreise und Marktwerte usw.« sowie im 50. Kapitel »Der Schein der Konkurrenz«.

Im Wertausdruck fungiert eine *bestimmte Quantität der Äquivalentware B als Repräsentant des Werts der Ware A*. Genauer gesagt: der Sachverhalt, dass die Ware A den Wert W hat, wird in der Tätigkeit der Marktsubjekte dadurch repräsentiert, dass sprachlich oder praktisch, indem ein entsprechendes Austauschangebot akzeptiert wird, ausgedrückt wird, dass die Ware A ein bestimmtes Quantum der Ware B wert ist. Damit ist die Ware B in dieser Quantität der Wertausdruck von A. Während der Gebrauchswert einer Ware mit dem Begriff des Warentyps und dem entsprechenden Wort assoziiert ist und so durch entsprechende sprachliche Bezeichnung der Ware und darauf bezogene Quantitäts- und konkretere Qualitätsangaben spezifiziert werden kann, gilt dies für den Wert nicht. Dieser muss immer quantitativ bestimmt in Relation zum Wert anderer Waren ausgedrückt werden, und diese Relationen verändern sich ständig. Erforderlich ist dafür ein Wertmaß, das sowohl präzise als auch für alle an der Kommunikation über den Austauschakt beteiligten Personen nachvollziehbar ist. Der Ausdruck des Werts einer Ware durch Verweis auf ein bestimmtes Quantum einer anderen Ware, einer Äquivalentware, mit deren Wert er gleichgesetzt wird, ist dafür die voraussetzungsärmste und, solange sich noch kein allgemeines Wertmaß herausgebildet hat, zunächst einzige Möglichkeit.

Die »*einfache, einzelne oder zufällige Wertform*« (MEW 23, 63) stellt eine Situation dar, in der dafür nur Quanta der bestimmten anderen Ware dienen, gegen welche die betrachtete Ware jeweils ausgetauscht wird. In der »*totalen oder entfalteten Wertform*« (MEW 23, 77) können bestimmte Quantitäten potenziell aller anderen Waren diese Funktion übernehmen und zur Repräsentation des Werts einer Ware dienen. In der »*allgemeinen Wertform*« (MEW 23, 79) steht eine bestimmte Ware als Äquivalentware allen anderen gegenüber. Wenn eine bestimmte Ware dauerhaft als »*allgemeines Äquivalent*« fungiert, wird sie Geld. Erst dann sind die »Mängel« der anderen Wertformen überwunden*. In Form des Preises ist eine einfache, gesellschaftlich einheitliche, abstrakte, allgemein gültige und kommunizierbare sowie umfassende Wertvergleiche ermöglichende Bezeichnung des Wertes aller Waren möglich*. Das ist eine *notwendige Bedingung für entwickelten Warenaustausch und Warenproduktion*.

Die qualitative Entwicklung der Wertformen ist damit definitiv abgeschlossen, denn einfachere Repräsentationsformen als mittels eines allgemein gültigen und beliebig quantifizierbaren Wertmaßes sind nicht mehr möglich. Weitere Entwicklungen können sich nur noch darauf beziehen, Fortschritte im praktischen Umgang mit dem Geld und eine Ausdehnung des Gültigkeitsraumes auf die gesamte Welt zu ermöglichen. Wenn auch die Wertformenanalyse die idealtypische, ”logische” Entwicklung darstellt und nicht unbedingt eine historische Reihenfolge, ist selbstverständlich, dass es eine historische Entwicklung der Wertausdrücke und des Geldes gegeben hat, wobei auch hier die soziale Praxis des sich verallgemeinernden Austausches der begrifflichen Abstraktion und der gesellschaftlichen Normierung vorausging und diese erforderte und vorantrieb.

Repräsentation des Werts und das Geldsystem

Das marxsche »Kokettieren« (MEW 23, 85) mit *hegelianisch-dialektischer Ausdrucksweise bei der Wertformenanalyse ist für das sozialwissenschaftliche Verständnis problematisch*. Man könnte zugespitzt behaupten, dass Marx in der Wertformenanalyse die hegelsche Dialektik als Krücke verwendet, um mit ihrer Hilfe Repräsentationsbeziehungen auszudrücken, für die er keine geeigneteren Begriffe und Ausdrucksmöglichkeiten hatte. Das bietet Anlass zu Über- und Missinterpretationen. So schreibt Marx: Die »erste Eigentümlichkeit, die bei der Betrachtung der Äquivalentform auffällt, ist diese: Gebrauchswert wird zur Erscheinungsform seines Gegenteils, des Werts.« (MEW 23, 70) Genauer betrachtet stellt sich das so dar: Die Äquivalentware B, eine andere Ware

mit einem anderen Gebrauchswert, dient hier in bestimmter Menge zur Repräsentation des Werts einer Ware A. Das Wort »Gebrauchswert« wird hier wie an etlichen anderen Stellen (ebenso wie »Naturalform«) nur als Synonym für den Warenkörper, die Ware als Ding in Hinsicht auf ihre stoffliche Besonderheit, verwendet (vgl. MEW 23, 62).

Der Gebrauchswert der Äquivalentware tut dabei gar nichts zur Sache. Er ist für deren Wert nur abstrakte Bedingung und dieser ist das eigentlich Relevante, denn er ist Bedingung dafür, den Wert anderer Ware in Proportion zu bestimmtem Quantum dieser Äquivalentware auszudrücken. Außerdem steht der Gebrauchswert zwar in einem potenziell widersprüchlichen Verhältnis zum Wert einer Ware, aber er ist nur in dem Sinn sein »Gegenteil«, dass er für die Quantität des Werts nicht relevant ist – es sind die zwei Seiten des »Doppelcharakters der Waren«. Der wirkliche Sinn dieser Formulierung besteht m.E. darin, deutlich zu machen, dass die stofflichen Eigenschaften und damit der Gebrauchswert der Äquivalentware nichts zur Erklärung des Werts der in relativer Wertform befindlichen Ware beitragen. Indem der Wert einer Ware durch eine bestimmte Menge einer Äquivalentware ausgedrückt wird, kommen zugrunde liegende gesellschaftliche Wertverhältnisse zur Erscheinung: »Unsere Analyse bewies, dass die Wertform oder der Wertausdruck der Ware aus der Natur des Warenwerts entspringt, nicht umgekehrt Wert und Wertgröße aus ihrer Ausdrucksweise als Tauschwert.« (MEW 23, 75)

Für »die zweite Eigentümlichkeit der Äquivalentform, dass konkrete Arbeit zur Erscheinungsform ihres Gegenteils, abstrakt menschlicher Arbeit wird« (MEW 23, 73), gilt analog: lein Produkt B anderer konkreter, aber ebenso zugleich abstrakter Arbeit, dient zur Repräsentation des Werts des Arbeitsprodukts A. Auch die Formulierung, dass abstrakte Arbeit das »Gegenteil« konkreter sei, ist problematisch, weil jede abstrakte Arbeit zugleich konkrete ist, von der konkreten Seite des »Doppelcharakters der in den Waren dargestellten Arbeit« (MEW 23, 56) aber in dieser Hinsicht abstrahiert und sie als »menschliche Arbeit schlechthin« (MEW 23, 59) betrachtet wird. Die »dritte Eigentümlichkeit der Äquivalentform, dass Privatarbeit zur Form ihres Gegenteils wird, zu Arbeit in unmittelbar gesellschaftlicher Form« (ebd.) bedeutet, dass durch die Anerkennung als Äquivalent die in Ware B vergegenständlichte Privatarbeit als gesellschaftlich notwendige anerkannt ist und als Ausdruck der gesellschaftlichen Notwendigkeit der in Ware A vergegenständlichten Arbeit dient.

Alle drei von Marx dargestellten »*Eigentümlichkeiten der Äquivalentform« liegen darin begründet, dass der Wert einer Ware durch den Verweis auf andere Waren bestimmt wird*, die eigenen Wert und unterschiedlichen Gebrauchswert haben*. Die Repräsentation des Werts erfolgt also mittels anderer Elemente der selben Klasse von Gegenständen (nämlich Waren) und nicht mittels Elementen einer besonderen Klasse von Repräsentationsobjekten, also mittels allgemeiner Zeichen des Werts*. Dies gilt auch bei der Geldform, soweit eine Geldware vorliegt, denn diese bildet zwar eine besondere Klasse, diese ist aber in der allgemeinen Klasse der Waren enthalten. Gold war zwar Geld, aber auch eine Ware*.*

Beim modernen Zentralbankgeld stellt sich die Situation anders dar, es ist keine Ware im ursprünglichen marxschen Sinne. Es ist nicht mehr an eine Geldware mit ”innerem” Warenwert und auch nicht mehr an ein Repräsentationsverhältnis zu einer solchen Geldware gebunden, sondern drückt unmittelbar den staatlich gesicherten Anspruch auf einen entsprechenden Anteil am warenförmigen gesellschaftlichen Reichtum aus. Die Objekte, in denen Zentralbankgeld materiell dargestellt ist, haben keinen relevanten Gebrauchswert außer dem, Wert darzustellen. Die zur Produktion der Geldobjekte (Münzen und Papiergeld) gesellschaftlich notwendige Arbeit ist für die Wertbestimmung des Geldes völlig ohne Belang. Sie werden auch unmittelbar gesellschaftlich im Auftrag des Staates

produziert, sie in Privatarbeit herzustellen, ist gesetzlich verboten. *Mit der Äquivalentware entfallen auch deren »Eigentümlichkeiten«*. Der Wert einer Ware wird nun mittels einer bestimmten Quantität von Zentralbankgeld repräsentiert.

Zur Bezeichnung des Werts von Waren braucht das Äquivalent, speziell das Geld, nicht materiell vorhanden zu sein. »Der Preis oder die Geldform der Waren ist, wie ihre Wertform überhaupt, eine von ihrer handgreiflichen Körperform unterschiedne, also nur ideelle oder vorgestellte Form. […] Da der Ausdruck der Warenwerte in Gold ideell ist, ist zu dieser Operation auch nur vorgestelltes oder ideelles Gold anwendbar.« (MEW 23, 110f.) Geld dient aber nicht nur als Ausdruck bzw. zur ideellen Repräsentation des Werts in der Kommunikation und im Denken, sondern das Eigentum an Geld verleiht auch einen durch dessen Quantität bestimmten Anspruch auf Anteile am warenförmigen gesellschaftlichen Reichtum. *Beim Vorgang des tatsächlichen Austauschs einer Ware für eine andere oder für Geld geht es nicht nur um den Ausdruck bzw. die Bezeichnung des Werts dieser Ware, sondern um ihren realen Gegenwert, weil der Austausch wesentlich Eigentumswechsel ist*. Zunächst kann sich das nur so vollziehen, dass tatsächlich zwei äquivalente Waren ihre EigentümerInnen wechseln. Wenn es Geld ist, gegen das verkauft und mit dem gekauft wird, dann müssen die als Geld fungierenden Gegenstände nicht nur Wert ausdrücken, sondern selbst Wert haben. Historisch kann zunächst nur so gewährleistet werden, dass der mit dem Eigentum an einem bestimmten Geldquantum verbundene Anspruch auf Teile des gesellschaftlich produzierten Reichtums auch realisiert werden kann.

Notwendig ist dafür zunächst eine Geldware mit eigenem »inneren« Wert. Aus konkreten Gründen hat zumeist Gold diese Stellung eingenommen. Daraus folgt jedoch nicht, dass diese historische Form nicht im Rahmen neuer gesellschaftlicher Institutionen und Techniken überwunden werden kann. Diese entwickeln sich jedoch erst auf Basis verallgemeinerter sozialer Praxis und der daraus resultierenden Anforderungen. Wenn Heinrich (1999, 234ff.) meint, dass »*jedes* Geld [ob Ware mit Eigenwert oder nicht] bloß *Repräsentant* von ›Wert als solchem‹ und insofern ein ›Wertzeichen‹ ist« und ihm Marx' Bindung des Geldes an eine Geldware als begrifflich nicht notwendig erscheint, reduziert er Geld auf seine Funktion als Wertausdruck. Soweit es abstrakt um die Wertformenanalyse geht, ist Heinrich zuzustimmen, dass eine Geldware nicht nötig ist. Dies zeigt auch der Umstand, dass das gegenwärtige Zentralbankgeld nicht mehr durch Gold oder eine andere Geldware gedeckt ist. Das ist aber eine fiktive Fragestellung. Real-historisch war eine Geldware nötig, weil sich Zentralbankgeld nur auf der Basis eines bereits verallgemeinerten Geldsystems »erfinden« und realisieren lässt.

Geld ist auch nicht nur Wertform, sondern hat diverse weitere von Marx beschriebene Funktionen, die ebenfalls notwendig für den Begriff des Geldes sind, und die zunächst eine werthaltige Geldware erfordern. Deshalb bezeichnet Marx es einen »Irrtum, es [Geld] sei ein bloßes Zeichen" (MEW 23, 105). Überhaupt scheint mir eine vollständige Abstraktion der begrifflichen Entwicklung von den real-historischen Entwicklungen und Möglichkeiten nicht sinnvoll zu sein. Vielmehr müssen die Beziehungen zwischen beiden dargestellt werden.

Die Entwicklung der Warenzirkulation auf der Grundlage einer Geldware führt zur Herausbildung rechtlicher Formen und Sicherungen der bei der Warenzirkulation vollzogenen Transaktionen. Diese bilden wiederum die Basis für Weiterentwicklungen der Austauschformen. Marx zeigt, wie in der inneren Zirkulation eines staatlich verfassten Gemeinwesens die Geldware auch in ihrer Funktion als Zirkulationsmittel durch Repräsentanten ihrer selbst, die geringeren oder gar keinen relevanten »inneren« Wert mehr haben, ersetzt werden kann: *Münzgeld und Papiergeld mit staatlichem Zwangskurs als*

»Wertzeichen« (MEW 23, 138-143). Auch auf das aus der Funktion des Geldes als Zahlungsmittel entspringende Kreditgeld (damals von Privaten ausgegeben, insbesondere »Banknoten«) weist Marx hin. Die Funktion von Münzen und Papiergeld betrachtet er aber als unlösbar an ihr Repräsentations- bzw. Umtauschverhältnis in wirklich werthaltige Geldware gebunden, konkret Gold. Diese Form des Geldes betrachtet er insbesondere in seiner Funktion als Zahlungsmittel als notwendig, als Schatz bzw. Reservefond und als Weltgeld im internationalen Austausch.

Wenn und soweit die gesellschaftliche Gültigkeit des im Geld ausgedrückten Anspruchs auf entsprechende Anteile am gesellschaftlich produzierten und in Form von Waren verfügbaren Reichtums auf andere Weise gesichert werden kann, ist eine Geldware aber auch in den angeführten Funktionen nicht mehr nötig. Dafür ist entscheidend, dass das Geld auch ohne Bindung an eine Geldware als Zahlungsmittel für alle Verbindlichkeiten anerkannt wird und dass die Geldpolitik nicht nur grundsätzlich, sondern auch quantitativ die Gültigkeit und Stabilität des »Geldwertes« sichern kann. Für die Währung gewährleistet bzw. leistet dies der moderne Staat bzw. die Zentralbank. Dabei hat die Geldpolitik jedoch keine vollständige Kontrolle über das Gesamtsystem der Bewegung des Geldes, das eng mit dem Systemzusammenhang des ökonomischen Reproduktionsprozesses insgesamt verbunden ist. Dies gilt erst recht für nationale Geldpolitik bei internationalisierten Finanzmärkten und wenn die eigene Währung auf diesen nur eine schwache Rolle spielt. Das Geldsystem bleibt also krisenanfällig.

In einem längeren und sehr krisenhaften historischen Prozess ist die Bindung des Geldes an eine besondere Geldware sukzessive abgelöst worden. Eine Grundlage dafür war die Entwicklung eines zweistufigen Bankensystems mit staatlich kontrollierter Zentralbank und wirksamen Instrumenten zur Regulation des Finanzsektors. Da die Gültigkeit eines staatlichen Zwangsgeldes an das jeweilige Territorium gebunden ist und die verschiedenen Staaten jeweils eigenes, unterschiedliches Geld herausgeben und die Währungen anderer Staaten in ihrem Bereich keine Gültigkeit haben, mussten zweitens internationale Finanzinstitutionen (insbesondere der IWF und seine Sonderziehungsrechte zum Ausgleich internationaler Zahlungsbilanzen) entwickelt werden, um auch den internationalen Devisenaustausch und Zahlungsbilanzausgleich ohne Rückgriff auf Gold abwickeln und regulieren zu können. Es handelt sich um die *Herausbildung einer grundsätzlich neuen, zu Marx' Zeiten noch nicht vorliegenden Entwicklungsstufe des Geldsystems: staatliches Zwangsgeld ohne Bindung an eine Geldware.* Diese Entwicklung spiegelt »begriffliche« Probleme der Warengeldform wider. Aber unter dem Gesichtspunkt der Wertformenanalyse unterscheidet sich auch diese Geldform nicht qualitativ von der allgemeinen Wertform. Im internationalen Verkehr ist diese Entwicklung noch nicht abgeschlossen. Es gibt ein krisenanfälliges System vieler Währungen unter Dominanz des US-Dollar. Auch Gold spielt als Währungsreserve noch eine gewisse Rolle, ist aber nicht mehr ausschlaggebend.

Theoretisch kann auf dieser Basis und mit Hilfe der mikroelektronischen Informations- und Kommunikationstechnologien das Umlaufmittel, also das in eigenständigen materiellen Objekten dargestellte Bargeld (Münzen oder Zentralbanknoten), das Wertquanta repräsentiert und als Zahlungsmittel fungiert, vollständig ersetzt werden durch gesicherte gesellschaftliche anerkannte Information über das Eigentum einer (natürlichen oder juristischen) Person. Dies nimmt die Form von *Guthaben auf einem Konto* bei einer Finanzinstitution an, mit welchem rein virtuell, also auf der Informationsebene, operiert werden kann. Eine weitere theoretische Entwicklungsmöglichkeit wäre die Entwicklung eines Weltgeldes, das nicht an nationale Einzelwährungen gekoppelt ist. Dies würde aber die Bildung einer Weltzentralbank und die Aufgabe der *Geldhoheit der Einzelstaaten* bzw. bestehender Staatenbünde mit gemeinsamer Währung erfordern. Da dies aber ein we-

sentliches Feld ihrer staatlichen Souveränität und wirtschaftspolitischen Handlungsmöglichkeit ist und außerdem der Multiwährungsstandard ökonomische Vorteile für die Staaten mit den dominierenden Währungen bringt, ist dies auf absehbare Zeit unrealistisch.

IV. Werttheorie und Kapitalismuskritik

Die Bedeutung der von Marx dargestellten Werttheorie beruht einerseits darauf, dass sie grundsätzlich darstellt, »wie es überhaupt möglich ist, Arbeitsprodukte als Waren aufeinander zu beziehen« (Heinrich 1999, 277) und gleichzeitig eine Kritik der damit verbundenen Fetischisierungen liefert. Darüber hinaus ermöglicht sie aber auch eine *sozialwissenschaftliche Erklärung der quantitativen Proportionen und der Ausbeutungsverhältnisse* sowie der krisenhaften Entwicklungsdynamik der kapitalistischen Warenproduktion.

Dabei geht es nicht darum, eine besondere Präzision zu erreichen oder besser vorzugaukeln, etwa bei der Bestimmung einer gesamtwirtschaftlichen Mehrwertrate oder Profitrate. Eine solche präzise Angabe der Wertverhältnisse wäre weder theoretisch zu begründen, noch praktisch möglich, schon weil es für viele ökonomischen Zurechnungsprobleme im Bereich von Buchhaltung und Wirtschaftsstatistik keine präzisen Lösungen gibt und weil realhistorische Abweichungen und Verzerrungen fortwirken. Das bedeutet nicht nur Schwierigkeiten, den Zusammenhang zwischen den Verhältnissen auf der Preisebene und auf der Wertebene quantitativ präzise zu rekonstruieren, sondern die sozialökonomischen Aggregate und Proportionen selbst sind in gewissem Maße »unscharf« und abhängig von gesellschaftlichen Konventionen und historischen Entwicklungen, auf der Preisebene wie auf der Wertebene. Aber als Indikatoren der zugrunde liegenden quantitativen Wert- und Ausbeutungsverhältnisse und insbesondere ihrer Veränderung und zur Illustration von Zusammenhängen macht es durchaus Sinn, Zahlenangaben aus volkswirtschaftlichen Statistiken und Unternehmensbilanzen zu verwenden. Auch von Marx wurden diese ausgiebig eingesetzt. Meines Erachtens ist es durchaus angemessen, diesen Zugang als *Arbeitswerttheorie* zu bezeichnen. Diese als »naturalistisch« zu bezeichnen, wie Michael Heinrich es tut, beruht meines Erachtens auf einer Missinterpretation.[11]

Dass es einer formalen Preistheorie möglich ist, die quantitativen ökonomischen Proportionen auf Ebene der so genannten Produktionspreise darzustellen, ohne sie werttheoretisch zu fundieren – wobei die Verteilungsproportionen zwischen Lohnarbeit und Kapital, die im Rahmen der Werttheorie erklärt werden können, gegeben sein müssen – belegt keineswegs eine Redundanz der Werttheorie. Wenn man die Wirtschaft als das betrachtet, was sie ist, nämlich ein Teilsystem der Gesellschaft und nicht ein davon losgelöst zu betrachtender Gegenstand, wenn man also Ökonomie als eine spezielle Sozialwissenschaft begreift, dann ermöglicht die marxistische Wert- und Kapitalismustheorie eine realistische und kritische Erklärung der ökonomischen Prozesse, die ohne sie gar nicht möglich ist. *Die Werttheorie stellt die grundlegende Verknüpfung von ökonomischen und sozialen Verhältnissen im Kapitalismus dar und dechiffriert kapitalistische Ökonomie als über den Austausch reguliertes System menschlicher Tätigkeiten unter spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen* (vgl. auch Conert 1998, 140-155).

---

[11] Heinrich bezieht sich auf Formulierungen, in denen Marx von Arbeit als »Verausgabung von menschlichem Hirn, Muskel Nerv, Hand u.s.w.« (MEW 23, 58) oder ähnlich spricht. Doch dabei geht es nicht um »Natureigenschaften der Arbeit« (Heinrich 1999, 211), sondern darum, dass in der Warenproduktion jede notwendige Arbeit als wertbildend gilt, weil die Arbeitenden aus dem Einsatz ihrer lebendigen Arbeitskraft und Zeit den Anspruch auf entsprechende Gegenleistung begründen können.

Sie leistet dies erstens, indem sie zeigt, wie auf Basis der besonderen, historisch entwickelten Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft der Anspruch aller Personen auf Aneignung von Anteilen des gesellschaftlich produzierten Reichtums im Maße ihres Anteils an der gesellschaftlichen Arbeit sich kombiniert mit der kapitalistischen Ausbeutung der Arbeitenden und der Herrschaft des Kapitals über die Entwicklung der Gesellschaft. *Wertschöpfung ist letztlich nichts anderes als die Produktion von Einkommen, also Ansprüchen auf quantitativ bestimmte Anteile am gesellschaftlich in Form von Waren produzierten Reichtum, durch einen Beitrag zur Produktion dieses Reichtums, also Arbeit*. Die Menschen bringen diese Ansprüche als MarktteilnehmerInnen und als ProduzentInnen zur Geltung, durch die Gleichsetzung ihrer Arbeiten auf dem Warenmarkt und durch die gesellschaftliche Bestimmung des Werts der Arbeitskraft und seine Einforderung auf dem Arbeitsmarkt, sowie durch betriebliche und gesellschaftliche Auseinandersetzungen um die Verteilung der produzierten Werte. Dies hat durchaus etwas mit – nicht individueller, sondern gesellschaftlicher – »Moral« zu tun, mit *grundlegenden moralischen Vorstellungen in der bürgerlichen Gesellschaft von Gleichheit der Menschen und sozialer Gerechtigkeit auf Basis von Arbeitseinsatz und -leistung*. Die Pointe besteht gerade darin, dass diese Vorstellungen in der sozialen Wirklichkeit ständig zugleich bestätigt und dementiert werden. Es ist von zentraler Bedeutung für ein kritisches Verständnis der kapitalistischen Ökonomie, an der *Unterscheidung zwischen Wertschöpfung* bzw. Produktion von Wert, nämlich durch gesellschaftlich notwendige Arbeit, *und einer bloßen Aneignung von Wert bzw. Mehrwert*, die das gesamte Wertprodukt nicht vergrößert, sondern ein Nullsummenspiel zu Lasten anderer ist, *festzuhalten*. Dafür bildet die Werttheorie die Grundlage.

Zweitens zeigt die auf der Werttheorie beruhende Kritik der Politischen Ökonomie, wie sich *auf Basis des Wertgesetzes ein sich erweiternd reproduzierendes ökonomisches System* darstellt, in dem die gesellschaftliche Arbeitsteilung und die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktion mit dem Zweck immer weiter wachsender Profitproduktion zugleich effizient für den beschränkten Zweck wie krisenhaft und sozial und ökologisch rücksichtslos reguliert wird.

Dies alles ist nicht nur in vielfältiger Weise für die Wissenschaften relevant, sondern ebenso für gesellschaftliches Bewusstsein und Politik. Dabei ist heutzutage die eigentlich triviale Erkenntnis wichtig, dass die *gesellschaftliche Arbeit und die Verteilung ihrer Produkte die Basis jeder Gesellschaft und der eigentliche Gegenstand jeder Ökonomie* ist. So heißt es schon bei Marx: »Das Geschwätz über die Notwendigkeit, den Wertbegriff zu beweisen, beruht nur auf vollständiger Unwissenheit, sowohl über die Sache, um die es sich handelt, als die Methode der Wissenschaft. Dass jede Nation verrecken würde, die, ich will nicht sagen für ein Jahr, sondern für ein paar Wochen die Arbeit einstellte, weiß jedes Kind. Ebenso weiß es, dass die den verschiednen Bedürfnissen entsprechenden Massen von Produkten verschiedne und quantitativ bestimmte Massen der gesellschaftlichen Gesamtarbeit erheischen.« (MEW 32, 552, Brief an Kugelmann 1868) Ebenfalls wichtig ist die eigentlich ebenso triviale, aber etwa in Debatten über Alterssicherungssysteme häufig ignorierte Erkenntnis, dass Geldvermögen nur Wert hat als Anspruch auf Produkte gesellschaftlicher Arbeit, die in der jeweiligen Periode geleistet werden muss, und dass *Kapital* letztlich nur deshalb Erträge bringt, weil und soweit daraus *Ansprüche auf die Aneignung der Produkte fremder Arbeit* resultieren.

Gesellschaftspolitisch wirksame *Kritik des Kapitalismus auf der Basis der marxschen Werttheorie und Kapitalismusanalyse darf sich nicht auf die Kritik des Wertverhältnisses und der damit verbundenen Fetischisierungen beschränken*, sondern muss die Gesamtheit der im Kapitalismus begründeten sozialen und politischen, humanen und psychischen, ökonomischen, ökologischen und internationalen Probleme, Widersprüche und

Krisen zum Gegenstand machen. An den gesellschaftlichen Moralvorstellungen sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit ist dabei trotz und gerade wegen ihrer Widersprüchlichkeit im Verhältnis zur kapitalistischen Realität anzuknüpfen. Zumal die Entwicklung des Kapitalismus in eine Richtung geht, in welcher sich immer größere Teile des gesellschaftlichen Einkommens und Vermögens auf Kapitaleigentum gründen und zugleich ideologisch die Begründung von Einkommen aus dem Anspruch auf angemessenes Entgelt für geleistete Arbeit zunehmend zurückgedrängt wird. Demgegenüber war die Bezugnahme der klassischen Politischen Ökonomie auf den durch Arbeit begründeten Wert noch eine Begründung der gegen feudale Herrschaft und Privilegien gerichteten und die eigene Arbeitsleistung betonenden fortschrittlichen Rolle des Bürgertums, an der sozialistische Perspektiven anknüpfen konnten.

Marx zeigte die Beschränktheit und Widersprüche dieser Position auf und wollte sie und den Kapitalismus als Gesellschaftsform überwinden, aber dabei die historischen emanzipativen Fortschritte und v.a. Ansprüche gegenüber vorbürgerlichen Herrschaftsverhältnissen bewahren und auf eine höhere Stufe heben. Das gilt sowohl für die persönliche Freiheit als auch die Anerkennung der sozialen Gleich-Gültigkeit der Arbeiten und eine rationelle Organisation der gesellschaftlichen Gesamtarbeit, sowie der Verteilung der Produkte auf dieser Basis. Dies gilt, solange dies noch nötig ist und das Prinzip jedeR »nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen« noch nicht allgemeine Richtschnur sein kann (vgl. die »Kritik des Gothaer Programmentwurfs«, MEW 19, 21, auch MEW 25, 859 oder MEW 23, 552). Der Wert ist nicht im Sinne von bloßem Negieren zu kritisieren, sondern aufzuheben im dialektischen Sinne von sowohl abschaffen wie bewahren und auf eine höhere Stufe heben.

Eine Herangehensweise, die die kapitalistische Vergesellschaftung nicht allein negiert, sondern in diesem Sinne aufheben will, wird unumgänglich, wenn man sich den Problemen des Übergangs in eine post-kapitalistische, sozialistische Wirtschaftsweise praktisch stellen muss. Dabei wäre zu berücksichtigen, dass reale Ökonomien durch eine Kombination verschiedener Produktionsweisen unter der Dominanz einer bestimmten geprägt sind. Der Übergang zu einer sozialistischen Ökonomie ist m.E. nur als ein längerer historischer Prozess gestaltbar, in dem die Gesellschaft kapitalistische Produktion und Eigentumsformen zurückdrängt und eine Dominanz demokratischer Gestaltung und freier Entfaltung der Individuen im gesellschaftlichen Produktions- und Lebensprozess durchsetzt. Dabei wird sie aber m.E. für längere Zeit auch weiterhin – in demokratisch regulierten Bedingungen und Dimensionen – auf Warenproduktion auch in kapitalistischer Form und auf monetäre Steuerung angewiesen sein.

Der Kritik, damit würde der Werttheorie der eigentliche Stachel der fundamentalen Kritik gezogen, ist Folgendes entgegen zu halten: Der dieser Kritik zugrunde liegende Standpunkt einer völligen Überwindung der verselbständigten Formen ist eine schlechte, weil irreale Utopie. Die Menschen können Subjekte gesellschaftsverändernder Tätigkeit werden, soziale Gruppen und Organisationen können sich zu kollektiven Subjekten solcher Praxis formieren. Aber sie werden damit die Verselbständigung und das Primat der Gesellschaft als die Menschen vergesellschaftendes und sich in ihren Tätigkeiten reproduzierendes (und veränderndes) System nicht aufheben. Menschen sind Subjekte ihrer jeweiligen Tätigkeiten, und die Wechselwirkung dieser Tätigkeiten bringt Gesellschaft hervor. Aber sie sind dies unter vorgefundenen materiellen und gesellschaftlichen Bedingungen, und sie können weder als Subjekte ihrer eigenen Entwicklung insgesamt betrachtet werden, noch individuell oder kollektiv als Subjekte der gesellschaftlichen Entwicklung insgesamt. Der Entwicklungsprozess von Ökonomien und Gesellschaften wird immer das emergente, nicht den Absichten der Menschen folgende Resultat der Wechselwirkung der menschlichen Tätigkeiten im Gesamtsystem der Gesellschaften und vor

dem Hintergrund sich ungeplant ändernder äußerer Bedingungen sein. Auch Gesellschaften insgesamt können »nur« in der Hinsicht zum bewussten Subjekt ihrer eigenen Entwicklung werden, dass sie bestimmte Ziele verfolgen, Kriterien für die Tätigkeiten der Subjekte innerhalb der Gesellschaft durchsetzen, bestimmte Entwicklungsbedingungen der Menschen gewährleisten und bestimmte allgemeine Lebensbedingungen und soziale Strukturen planmäßig ansteuern.

Wenn dies im Zuge demokratischer Diskurse, in der Perspektive sozialer Gerechtigkeit und ökologischer Nachhaltigkeit und ohne Prädominanz kapitalistischer oder anderer Herrschaftsstrukturen und -interessen erfolgt, wäre das der menschheitsgeschichtliche Umbruch, um den es letztlich gehen muss.

Literatur

MEGA II.4.1.: Marx/Engels Gesamtausgabe, Abt. 2, Bd. 4, 1. Teilband, Berlin 1988

MEW: Marx/Engels Werke, Berlin, versch. Bände und Jahre.

Backhaus, Hans-Georg, Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie, Freiburg 1997

Conert, Hansgeorg, Vom Handelskapital zur Globalisierung, Münster 1998

Heinrich, Michael, Die Wissenschaft vom Wert (2. überarb. und erw. Auflage), Münster 1999

Helmedag, Fritz, Warenproduktion mittels Arbeit, Marburg 1992

Holzkamp, Klaus, Grundlegung der Psychologie, Frankfurt/M-New York 1985

Jantzen, Wolfgang, Abbild und Tätigkeit, Solms-Oberbiel 1986

Keiler, Peter, Feuerbach, Wygotsky & Co., Hamburg 1997

Krämer, Ralf, Informationsrente, in: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Band 6/II, Hamburg 2004, S. 1099-1108

Lietz, Barbara, Die Problematik von Wert und Tauschwert und die »Ergänzungen und Veränderungen zum ersten Band des ‚Kapital'«, in: Marx' Ökonomiekritik im *Kapital*, Beiträge zur Marx-Engels-Forschung Neue Folge 1999, Berlin-Hamburg 2000, 57-81

Ramos, Alejandro, Value and Price of Production: New Evidence on Marx's Transformation Procedure, in: Marx' Ökonomiekritik im *Kapital*, Beiträge zur Marx-Engels-Forschung Neue Folge 1999, Berlin-Hamburg 2000, 113-137

Veröffentlicht in: Das Kapital neu lesen - Beiträge zur radikalen Philosophie, Hg. Jan Hoff, Alexis Petrioli, Ingo Stützle, Frieder Otto Wolf. Münster 2006